

IV. Reise in die Kälte

Peter Handke und das wahre Empfinden

In den Tagen nach dem 10. Oktober 2019 liegen, so wird berichtet, hinter zahlreichen Wiener Taxi-Windschutzscheiben preisgekrönte Taschenbücher. Die schwedische Akademie hat bekannt gegeben, dass Peter Handke in den Olymp der Schreibenden erhoben wird.

Nun ist der österreichische, national jedoch schwer zuordenbare Schriftsteller Teil jener *Kanonisierung*, die – nicht zuletzt – einem „Moment der Aufmerksamkeit“ geschuldet ist. Gerade diese, oftmals irreführende Momentaufnahme hatte Handke kritisiert, als fünf Jahre zuvor sein französischer Kollege Patrick Modiano den begehrten Preis erhalten hatte. Ein recht pikanter Vorbehalt. Immerhin war es Handke selbst gewesen, der in den 1980er-Jahren das Werk Modianos im deutschen Sprachraum bekannt gemacht hatte. Seine Übersetzungen wie *Eine Jugend* oder *Die kleine Bijou* fanden ein kleines, aber fachkundiges Publikum. Und doch: Der Literaturnobelpreis sei abzuschaffen, solch exzeptionelle, schlaglichtartige Erhöhung eines Autors, einer Autorin sei der Literatur abträglich.

Die Kritik an der grundsätzlichen Existenzberechtigung des (Literatur-)Nobelpreises ist weder im Fall Modianos noch Handkes – wenig nachvollziehbar – im Zweiteren eine voreilige Kritik an der eigenen Auszeichnung. Peter Handke hat seit seinen ersten Veröffentlichungen, seit seinem Eintritt in den Suhrkamp Verlag Mitte der 1960er-Jahre, ein Oeuvre vorgelegt, das höchste literarische Würdigung rechtfertigt. Es ist Kanon; es hat Kraft und Wirkungsmacht, Kanon zu bleiben. In diesem Lichte erübrigt sich die Frage nach der prinzipiellen literarischen Preiswürdigkeit dieses Autors.

Die Akademie lobte Peter Handkes Werk als *einflussreich*. Dieses erforsche mit sprachlicher Genialität die Peripherie und Spezifität der menschlichen Erfahrungen. „Die besondere Kunst von Peter Handke ist die außergewöhnliche Aufmerksamkeit für Landschaften und materielle Präsenz der Welt, die Kino und Malerei zu zwei seiner größten Quellen der Inspiration werden ließen.“ Das großartige, ununterbrochen andauernde Schaffungsvermögen sei beeindruckend.

Arbeitskraft, Fleiß, Selbstdisziplin – bis zur Selbstausbeutung. Ein Werk, das von seinem Umfang und einer Gewalt, die all das durchdringt, was wir Wirklichkeit nennen dürfen, jenem eines Hermann Hesse oder Thomas Mann nicht nachsteht. Peter Handke hat einen langen Atem. Das schätzte er auch bei anderen, oft jüngeren Autoren, die, anders als er, den Durchbruch (vorerst) nicht schafften. Für sie setzte und setzt er sich ein, selbstlos und konsequent.

1966 hatte der bereits in seinen frühen Jahren in das Zentrum des Literaturbetriebes vorgedrungene Autor beklagt, dass die *engagierte Literatur* am Ende sei und an *Beschreibungsimpotenz* leide. Sie suche ihr Heil in einer „bloßen Beschreibung, was von Natur aus schon das billigste ist, womit man überhaupt Literatur machen kann“. Sein Auftritt in Princeton, einer Veranstaltung der *Gruppe 47*, war ein spektakulärer Paukenschlag. Seine innovativ-revolutionären Sprechstücke *Publikumsbeschimpfung*, *Weissagung* und *Selbstbezeichnung* verschafften ihm Platz in den Feuilletons und Diskussionsforen der Literaturkritik. Innerhalb von Monaten war der Autor, erst Anfang der zwanzig, zu einem Popstar der Literaturszene geworden.

Der Habitus des *Enfant terrible* wird zur Marke. Er ist glaubwürdig, aufgesetzt wirkt er nicht. Das Rebellische – darf man sagen: *Rotzfreche*? – wird Peter Handkes öffentliche

Auftritte prägen – Teil einer Authentizität, die manche bewundern, manche ermüden. Dass er Positionen so anlegt, dass sie provozieren, ist evident. Handke teilt aus. Im Einstecken, allerdings, so scheint's, ist er zimperlicher. Eitelkeit und Koketterie drängen sich vor, zuweilen auch eine veritable Wehleidigkeit und Larmoyanz.

In einem Brief, am 20. Juni 1966 an Siegfried Unseld gerichtet, Leiter des Suhrkamp Verlags und bald schon väterlicher Freund, beklagt Peter Handke: „Diese unsensibel, unintelligent, gehässig geschriebenen Kritiken, die nun Mode zu werden scheinen, hat mein Buch nicht verdient, trotz der Schwächen, die ich mir gerne nachsagen lasse, wenn sich die Besprechung dem Niveau meines Buches anpasst.“ Die Wochenzeitung *Die Zeit* hatte zum Erstling *Die Hornissen* einen Kommentar gebracht. Er war nicht abwertend, aber doch differenziert.

Handke wehrt sich. Er reagiert auf Kritiken schriftlich, obwohl ihm Unseld davon abrät. Handke steht noch am Beginn seiner Karriere – umso bemerkenswerter, gepaart mit eben jener Empfindlichkeit, ist sein Selbstbewusstsein. Er selbst nimmt sich sehr wohl heraus, die Produkte der Kollegen recht frisch von der Leber zu beurteilen und zu kritisieren. Ein höheres „Niveau“?

Unseld warnt ihn, in den umfänglichen Korrespondenzen der beiden, denn auch vor voreiligen Schlüssen und Prognosen. Vielmehr möge er all dem, was er, durchaus mit Recht, an der Verknöcherung der zeitgenössischen Literatur kritisiere, die eigene schöpferische Kraft, das eigene Werk entgegensetzen. Er selbst, Unseld, halte es mit der *Pranke des Tigers*. Der wahre Dichter habe, immer wieder, *die Form zu zerschlagen*, eine neue zu schaffen.

Dies tat und tut Peter Handke in einer Konsequenz, die nur Bewunderung hervorrufen kann. In den Sprechstücken

Publikumsbeschimpfung und *Kaspar* zersetzt und desillustriert er die Sprache an sich. Im Roman *Der Hausierer* reiht er Satz an Satz – jeder steht für sich allein. In *Die Angst des Tormanns beim Elfmeter* verfährt er ähnlich, doch gelingt es ihm, den Sätzen jene Sprachmacht zurückzugeben, die sie zu einer luziden Erzählung formen. In *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt* wählt er lyrische Formen und eröffnet dem Gedicht, nach Auschwitz in seiner zukünftigen Existenzberechtigung grundsätzlich in Frage gestellt, neue Perspektiven. Der Roman *Der kurze Brief zum langen Abschied* bietet einer ganzen Schriftstellergeneration Ansatz für Neubeginn, ebenso *Die Stunde der wahren Empfindung*. *Der Ritt über den Bodensee*, formsprengendes Theaterstück gegen das Theater, öffnet Peter Handke das Tor zum französischen Publikum – und zum französischen Markt. Es folgen *Langsame Heimkehr*, *Der Chinese des Schmerzes*, *Die Lehre der Sainte-Victoire*, *Immer noch Sturm* und noch vieles mehr. Peter Handke veröffentlicht seine Gedanken in Tagebüchern und Journalen wie *Das Gewicht der Welt*.

Keine Erwähnung wert ist dem Nobelkomitee allerdings Peter Handkes *politischer* – im engeren Sinne: *gesellschaftlicher* – Zugang zu Welt und Wirklichkeit. Mit der Frage der Verantwortung des Dichters und Denkers, für dessen Wirken, seines allgemeinen, unmittelbaren Einflusses auf gesellschaftspolitische Prozesse, setzt sich das Komitee, zumindest offiziell, nicht auseinander. Warum ist das so? Sind Hintergrund und Motive der Literatur, ihre konkrete Verfasstheit, von den damit erzielten Wirkungsprozessen zu trennen?

Lange schon war ein Nobelpreisträger nicht so umstritten. Wann kommt es vor, dass eine international hochangesehene Opferrechtsorganisation die Schwedische Akademie auffordert, dem gerade noch Preisgekrönten die Auszeichnung

postwendend wieder zu entziehen? Munira Subašić, Sprecherin der Organisation *Mütter von Srebrenica*, wird mit den Worten zitiert: „Es ist traurig, dass ein so wichtiger Preis dem Leugner des Genozids ... verliehen wurde.“ Wo doch „wir alle wissen, was in Srebrenica passiert ist“.

Wissen das wirklich *alle*? Weiß das ein Peter Handke? Seine Literatur, seine politischen Kommentare lassen das Gegenteil vermuten. Und so liegt die Gretchenfrage nahe: Darf man dort, wo sich Literatur mit politischem Kommentar verbinden, Autor und Werk, wie von Wohlmeinenden nach differenzierenden Wertmaßstäben zu beurteilen – und, im gleichen Atemzug: die reine Kunst und von der „politischen“ Wirkung lösen?

Wohl kaum, wenn man bedenkt, dass Peter Handke in seinen „politischen Ausflügen“ explizit einen politischen Anspruch erhebt: durch wahre Sprache, seine Sprache, die *Conditio humana* zu Besserem zu wenden. Harmonie wieder herzustellen, Frieden zu stiften. Ganz nach seiner Losung: *Wörter machen die Welt!*

Zurück zur blanken Form. *Mit Schnee von gestern, Schnee von morgen*, 2025, hat Peter Handke – wieder einmal – mit bisherigen Formen gebrochen. *Die Pranke des Tigers*, der innovationsgewaltige Gestaltungsanspruch eines Jahrhundert-Dichters, eine literarische Notwendigkeit? Goethe sagt: „Denn alles muss in Nichts zerfallen / Wenn es im Sein beharren will.“

Handke ist ewig *Gehender*. Er kann vieles, nur nicht stehen bleiben. „Wozu bin ich bloß geboren? Wenn ich nur wüsste. Zum Rauchfangkehrer? Zum Eintänzer? Zum Links-und Rechts-Verbinder? Zum Haselstockschnitzer? Zum Blindenführer? ... Mußt du denn für etwas geboren sein?“

Muss er nicht, muss niemand. Auch nicht zum politischen Analytiker, schon gar nicht zum politischen Missionar. Aber

wenn man sich dazu geboren fühlt, wäre es dann vermessen, sich von einem modern-aufgeklärten Dichter und Denker ein modern-aufgeklärtes Gesellschaftsmodell als Grundlage dieser Analyse zu erwarten, ein Gespür für die Grenzen des liberal-freiheitssichernden Rahmens?

Ein *Blindenführer* steht auch zur Auswahl, was man alles sein und werden könnte. In *Die Hornissen* beschreibt Handke den Versuch, einen Roman aus Bruchstücken früheren – vielleicht angelesenen, vielleicht erfundenen – Erlebens zu bauen. Es tritt ein Blinder auf, und einer, der ihn begleitet. Der wirkt allerdings weniger wie ein Blindenführer als ein *blinder Führer*.

Die Hornissen ist Peter Handkes erster Roman – er wird zur Rampe seines frühen Durchbruchs. Geschrieben hat er ihn großteils auf der Insel Krk. Krk ist nur wenige Luftkilometer von Goli otok entfernt. Handke, schreibender Tourist, hat, das darf angenommen werden, das mediterrane Flair des dalmatinischen Archipels genossen. Hat er sich auch Gedanken darüber gemacht, wie sein Gastland politisch so verfasst ist, wie hart die politische Repression ist in dieser real-sozialistischen Diktatur, die ihn, den willkommenen Devisenbringer, beherbergt?

Auf Goli otok und auf der Nachbarinsel Sveti Grgur, *Titos Hawaii*, wurden Regimegegner in „Umerziehungslager“ festgehalten. Erst waren es Stalinisten und Ustascha-Faschisten, dann, ab 1955, angebliche Staatsfeinde wie Sozialdemokraten, Konservative, Monarchisten und/oder „westlich Orientierte“. Auf der hermetisch abgeschirmten Insel herrschten Rechtlosigkeit und Gewalt, Willkür und Terror. Unter Folter zwang man die Männer und Frauen zu falschen Selbstbeschuldigungen und Denunziationen. In Viehwägen und Laderäumen, an Händen und Füßen gefesselt auf die Inseln gebracht, hatten sie schwere Zwangsarbeit zu leisten. Von den geschätzt

17.000 Gefangenen überlebten 400 bis 600 die Tortur nicht. Das Gefängnis wurde erst 1988 stillgelegt, unmittelbar vor der Zeitenwende 1989. Hätte Peter Handke schon damals bewusster sein Umfeld reflektiert, wer weiß, vielleicht hätte er später nicht gar so tränenreich den Verlust des *Neunten Landes* betrauert.

Wie auch immer, solches ist nicht Gegenstand des *Schnees von Gestern*. Die Kontemplation zielt auf anderes. Nun, im Alter, philosophiert man über Vergänglichkeit – grad erst der *menschlichen*. Auch das Gefühl der Bedeutungslosigkeit, der Vanitas – *alles ist eitel* – kann Trost spenden. Erst recht, wenn es gelingt, ihm die angemessene, wenn auch flüchtige Form zu geben. *Niemand?*, fragt Handke in seinem schmalen Band. „Niemand zu niemand, Asche zu Asche, Staub zu Staub.“ Und auch „Goethe schwieg. Ich aber bewahrte seine Worte in meinem Herzen“.

Solch elitären Betrachtungen werden freilich wenig Rolle gespielt haben für den serbischen Taxler in seinem dringenden Bedürfnis nach Bestätigung nationalen Stolzes, *nationaler Gerechtigkeit*. Auch wenn er Stress hat, immer, wird es ihn gedrängt haben, zu tun, was er selten tut – eine Buchhandlung aussuchen, schnellen Schrittes, Taxameter ist Geld, und ein x-beliebiges Suhrkamp-Handke-Büchel erstehen. Weit hinein ins Geschäft wird er nicht zu gehen gehabt haben, schon beim Eingang werden sie auf den Tischen gelegen haben, in großer Zahl und allen Farben, mit dem neuen Aufkleber drauf: *Nobelpreis für Literatur*. Es ist das Ideal, das den Menschen treibt.

Serbische Taxifahrer, wie manch andere Taxifahrer auch, nicht nur die in Wien, ihre Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland und Syrien, vom Balkan und aus Afghanistan – zuweilen macht das gar ein *waschechter, autochthoner*

Österreicher (die Kriterien ausreichender Generationenbeständigkeit Ansässiger im Lichte der *Neuen Rechten* zur Beurteilung von Bleiberecht oder Abschiebegebot sollen hier weder angesprochen noch geprüft werden) – sind kommunikativ – zumindest selbstgesprächig. Da kann auch einmal ein Taxler, ohne dass es Argwohn erregt, seine Gesprächsthemen mit Literatur ergänzen. Oder einfach nur mal auf das Buch zeigen und grinsen, oder es ein wenig in den Händen drehen, bevor man es zurücklegt, unter die Scheibe, bevor man losfährt. denn besser ist es immer: Man wird darauf angesprochen.

Dass man diese ausgewiesene Reiseliteratur auch gelesen hat, ist nicht vonnöten. Es genügt, dass einem – endlich einmal! – Recht gegeben wird. Ein Unrecht wird gut gemacht, die Schande ist keine mehr. Man ist rehabilitiert: *Gerechtigkeit für Serbien*. Endlich ist da einer, einer von uns! Ein Held ist er, ein gekrönter. Der Lorbeerkranz auf seinem Haupte ist eine späte, aber umso tröstlichere Genugtuung, für all die Kränkung, Demütigung, Schande, die man als *Serbe* so erleiden musste in den letzten Jahren. So ein verdienter Dank verdient Liebe. Da darf man, zwischendurch, auch euphorisch werden – und die Hupe bedienen, auch wenn es nichts zu hupen gibt. Man hat sich das verdient, der Taxler, der Handke.

Oder doch nicht? War das alles vielleicht ganz anders gemeint? Liegt da ein Missverständnis vor? Die Verleihung des Nobelpreises 2019 löste heftige Debatten aus. Sie entzündeten sich nicht an der Frage der sprachlichen, dichterischen, literarischen Qualität des ausgezeichneten Werks. Sie entzündeten sich an gesellschaftlichen und politischen Überzeugungen und Haltungen, die der Autor in seinem Werk transportiert. Und wieder sind wir bei der alten Frage angelangt, ob man Literatur und Politik, Kunst und Verantwortung trennen kann.

Olympisches Dorf

Ich sitze im Bus nach Sarajevo. Es ist Januar und ich sehe kaum Schnee. Das geht so bis nach Villach und durch die ersten slowenischen Täler, dann schlafe ich ein.

Eine winterliche Reise? Als ich aufwache, sind wir offenbar schon in Bosnien, irgendwo an der Save. Bei Slavonski Brod, vermute ich, sind wir Richtung Zenica abgebogen. Die Täler sind nicht mehr braun und grün, allenfalls ein wenig angezuckert an den höheren Hängen. Sie glänzen prachtvoll in ihrer weißen Fülle, makellos – *virgin snow*. Nach Süden muss man also, um dem Klimawandel ein Schnippchen zu schlagen!

Rasch stellt sich heraus: Auch in weiten Teilen Bosniens beschränkt sich der Winter auf kurze Kälteschübe – und spart dabei auch noch mit Schnee. Die weiße Pracht weilt nur kurz – offenbar war sie nur ein örtlich begrenztes Wetterphänomen. Je näher wir Sarajevo kommen, desto weniger Schnee.

Ich erinnere mich an die Winterspiele 1980, da war das auch so. Zahlreiche Wettbewerbe mussten immer wieder verschoben werden – wegen Schneemangels. Die Abfahrt – sagt man noch immer: *Königdisziplin?* – sogar bis zum letzten Tag. Das Maskottchen der Spiele, *Vučko*, das Wölfchen, hat den Österreichern kein Glück gebracht. Jimmy Steiner wird, immerhin, der letzte Trumpf im Ärmel einer enttäuschten Nation, in der Abfahrt Dritter, bringt die einzige Medaille „heim“. Bronze. Sieger wird der US-Amerikaner und „Nasenbohrer“ Ben Johnson.

Die selbsternannte *Ski-Nation Nummer eins* sucht den Fehler – und wird fündig. Kein menschliches Versagen, stattdessen: unglückliche Ski-Präparierung. Haben wir uns *verwachselt?*, fragt die notorisch komplexbeladene österreichische Seele im Boulevard. Sport-Patriotismus, Nationalismus für Anfänger!

Eines ist gewiss: Die Fragwürdigkeit des Sport-Nationalismus ist unmittelbare Konsequenz der Fragwürdigkeit nationalistisch gezogener Grenzen. Es war nicht zuletzt der Sport, der die österreichische Nation und Seele formte, nach 1945, nach den desillusionierenden Erfahrungen im deutschen „Altreich“. Jetzt brauchte es eine andere Erzählung, jetzt brauchte es Helden. Einen Toni Sailer, einen Karl Schranz, eine Annemarie Pröll.

Und noch viel stolzer wär'man gewesen, auf „oh du mein Österreich!“, noch mehr Medaillen hätten wir eingeheimst, wenn man für die ausgespannten Südtiroler nicht die italienische Hymne hätte singen müssen.

Kein originäres österreichisches Phänomen. Gibt es das überhaupt, europäische Nationalismen ohne Amputations-schmerz? Hätte man „uns“ wenigstens das Pustertal gelassen, im Frieden von Saint Germain, samt Innichen/San Candido und Sesto/Sexten, dann wär' heute sogar ein Jannik Sinner ein *Unsriger*. Und wir hätten eine nachhaltigere Nummer eins im Tennis, nach den wenigen Tagen eines Thomas Muster an der Weltspitze – lang, lang ist's her.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Sarajevo werde ich hinaufwandern auf den Trebević, den Olymp über der Stadt. Die extrem steilen, engen Straßen wachsen unmittelbar aus dem Talboden der Miljacka, im Süden der Altstadt. Hier steht auch die Nationalbibliothek. Sie, die Vijećnica, ist ein Wahrzeichen. Sie repräsentiert in ihrer historistischen Varianz architektonischer Stile – arabisch, spanisch, osmanisch, mitteleuropäisch – die jahrhundertelange kulturelle Vielfalt der Stadt. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts steht sie hier. Erst diente sie als Rathaus, dann beherbergte sie die Bibliothek, den intellektuellen Stolz der Stadt. Die berühmte Sammlung birgt zahlreiche seltene und einzigartige Schriften.

Ab Frühjahr 1992 belagerten serbische Truppen die Stadt. Am 25. und 26. August schossen sie gezielt mit Brandbomben auf die bereits beschädigte Vijećnica. Das Motiv ist evident. Welches andere Ziel sollte hier verfolgt werden, als die kulturelle Identität missliebiger Menschen auszulöschen? Hass zu entfachen, Menschen aufeinander zu hetzen, die bislang mit „Identität“ – welcher auch immer – gut leben konnten? Die wertvolle Sammlung wurde nahezu vernichtet. Nur ein Fünftel der Bücher, teils schwer beschädigt, konnte man in Sicherheit bringen.

Es ging wieder hoch her, acht Jahre nach den prestigeträchtigen Olympia-Winterspielen! Statt der üblichen Sport-Patriotismus-Folklore zeigte nun der Nationalismus militant Flagge – seine Fratze, die allerblutigste. Die Olympischen Spiele hatte Jugoslawien, hatte die Stadt Sarajevo mit Stolz und Jubel gegen beachtliche Konkurrenz „an Land gezogen“. Vier Jahre nach dem Tod des „Übervaters“ Tito sollten sie die gemeinsame Klammer, die Erzählung jugoslawische *Nation* einmal noch stärken. Sie bröckelte bereits, herab zu ihren ursprünglichen Teilen, ihren stolzen, sendungsbewussten Separationsnationen, Bruchstücke nun.

Die mächtige Bobbahn am Trebević, eine Graffiti besprühte Schlange aus unverwitterlichem Stahlbeton, dient heute Winterwanderern wie mir als Aufstiegshilfe – und Bikern, mit starken Nerven, als Downhill-Singletrail. Das hatten Staat und Olympisches Komitee wohl nicht im Sinn, als sie das Projekt Olympia, wie überall auf dieser Welt, nicht nur als „enorme Wertschöpfung“ mit „unschätzbarer Umwegrentabilität“ verkauften, sondern auch die „sinnvolle Nachnutzung“ der enormen Investitionen – für Generationen! – den Bürgern schmackhaft machten.

Und hat es sich sportlich ausgezahlt, für die „jugoslawische Nation“? Sie konnte die erste Medaille einer Wintersport-

Olympiade feiern. Jure Franko holte im Riesentorlauf Silber. Im Medaillenspiegel gab dies Rang 15, zwei Plätze vor der „Ski-Nation Nummer eins“ Österreich. Ganz oben stand die DDR, dahinter die Sowjetunion. Beide Länder hat kurz danach die Perestroika hinweggefeht – und, schließlich, auch den stolzen Gastgeber Jugoslawien.

Wie auch immer, nach ein paar Weltcuprennen auf der Bobbahn, auch Europameisterschaften im Skeleton, kamen die serbischen Nationalisten – zur ganz besonderen *Nachnutzung*. Die strategische Lage des Berges samt stahlharten Betoninvestitionen eignete sich hervorragend für militärische Stellungen. Von hier beschoss man die Menschen von Sarajevo drei lange Jahre lang, bei Tage und in der Nacht.

Heute betreibt am Fuße des Trebević eine Familie, die den nationalistischen Wahn überlebt hat, ein kleines Museum. RATNI MUZEJ – WAR MUSEUM 1992 SARAJEVO steht auf dem Plakat vor dem Eingang. Es zeigt ein Bild von den Hochhäusern am Stadtrand – eines geht gerade in Staub und Rauch auf. Besonders beeindruckt mich ein Kinderfahrrad. Es wurde zum Stromgenerator umfunktioniert, anstelle von Lenker und Sattel hat man ein großes Radio montiert. Tagelang fiel der Strom aus – Information war überlebenswichtig.

Und danach? Bis in die 2000er-Jahre konnten die Menschen von Sarajevo „ihren Berg“ nicht einmal mehr zur Erholung (nach)nutzen. Der Trebević war eine einzige Sprengfalle. Es dauerte Jahrzehnte, bis die tausenden Minen gefunden und entschärft werden konnten.

Peter Handke fühlt mit den Menschen, die unter dem Beschuss litten – das schreibt er, wer wollte ihm das absprechen? Es sind seine politischen Zugänge und Assoziationen, die sich um sein Mitfühlen gruppieren, die verstören. Reicht es, dass er dieses Unbehagen, das er hier erzeugt, damit kompensiert,

dass er sich kleinmacht und zum „politischen Dilettanten“ herabstuft? Ein *politischer Idiot*, sei er, gibt der literarisch-politische Berichterstatter recht eitel und kokett zu Protokoll. Ein *Idiot* war in der griechischen Polis einer, der außerhalb stand. Der sich nicht einließ in die politische Diskussion, in die gesellschaftliche Gestaltung. Der sich eben *draußen hält*. Aber tut das ein Peter Handke? Hat er das jemals getan?

Vielleicht – und zwar im ursprünglichen, nicht abwertenden Sinn – sollte man Peter Handkes Haltung zu den politischen Prozessen in Post-Jugoslawien tatsächlich *Dilettantismus* nennen. Als Dilettanten bezeichneten Goethe und Schiller den bloßen Liebhaber der Kunst. Dieser erfreue sich, zuweilen mit Zügen des Genialen, an deren Phänomenen, ohne „fachlich“ ihre Tiefen auszuloten. Auch bei Peter Handke zeigt sich eine solche Liebhaberei – und zwar mit auffälliger Inbrunst. Sie, allerdings, ist nicht auf die Kunst an sich, sondern auf historische und politische Prozesse gerichtet – und weniger von Euphorie als von Trauer und Enttäuschung getragen.

Peter Handke ist bekanntlich sportaffin. Auch er wird heaufgewandert sein auf den Trebević, auch er wird sie gedankenvoll betrachtet haben, die Ruinen der Olympiade in Sarajevo – Reste eines „großen, universellen Sportfriedenfestes“, wie man das seinerzeit nannte. Einige Monate nach meiner Reise, im April 2025, wird er im Interview mit Katja Gasser für den ORF, sympathisch-humorvoll, vorschlagen, dass er sich andere Disziplinen des sportlichen Wettbewerbs wünsche, ein andersartiges Messen nationaler Kräfte sozusagen. „Wie wäre es denn mit einer Goldmedaille im *Die Gelegenheit am Schopf packen*? Gelegenheiten gäbe es genug dafür, erst recht im Politischen – auch für den „Unpolitischen“, auch für den „Dilettanten“. Nur richtig anpacken müsste man es halt.